

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 18. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 9. September 1894. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M.

XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein reiches Mädchen.

Roman von Moriz von Reichenbach.

(6. Fortsetzung.)

XV.

Schöne Ferientage von Hellowa! Goldiger Herbstsonnenschein draußen, und drinnen erstes Lenzesblühen junger Herzen.

Sefi war verändert, — stiller als sonst und ein wenig träumerisch, — begeistert, wenn Egmont mit einem riesigen Aufwand von Pathos vorlas, und traurig und niedergeschlagen, wenn er mit Dora spazieren fuhr. Und Egmont? Der Himmel war

ihm nie so blau, die Sonne nie so hell erschienen. Er träumte von großen Thaten, von Krieg und Kriegsgeschrei und einer unglaublichen Menge von Ruhm, die er über seinem jungen Haupte aufhäufen wollte, um einst würdig zu sein, vor Dora hinzutreten, und ihr dann zu sagen, was sein Herz erfülle.

Dora aber, — sie merkte nichts von all dem wilden Treiben und erschrak sehr, als Sefi ihr eines Tages, als sie von einer Spazierfahrt mit Egmont zurückkehrte, sagte:

„Sie ist doch eine alte Kage, die Oberberggräthin, und ich weiß jetzt, was sie will: Dich und ihren Egmont will sie zusammenbringen!“

„Aber Sefi, wie kommst Du darauf! Er ist ja noch gar nicht erwachsen!“

„So? Sage ihr das einmal, und recht habe ich doch! Ihren Egmont will sie in Hellowa sehen, er soll Dich heirathen.“

„Sefi, Sefi, ich heirathe überhaupt nicht, — wenigstens keinen, den ich nicht so lieben könnte, wie Mama meinen Papa geliebt hat!“

„Und das kannst Du bei diesem Egmont nicht? Er ist doch eigentlich sehr hübsch, und er hat so eine Stimme, — so eine ganz sonderbare Stimme!“

Dora lachte. „Nein, Sefi, gewiß, ich denke nicht daran, und niemand denkt daran. Das ist eine tolle Idee Deines Köpfcens.“

Sefi schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Ich glaube, es ist doch so, Dora, und er, — er hat Dich sehr, sehr lieb!“

„Sefi, Kindskopf, was sprichst Du alles!“

„Und seine Mutter ist doch eine falsche Kage! Aber das ist nun gleich, jetzt sage mir lieber: wie soll ich es anfangen, noch etwas Ordentliches zu lernen?“

„Ich habe an den Justizrath geschrieben, Sefi, und ich hoffe, er kommt morgen.“

„Der? Was soll der?“

„Rath schaffen, Sefi!“

Sefi machte ein unzufriedenes Gesicht, und doch geschehen mußte etwas. Es war ihr unerträglich, daß sie nie mitsprechen konnte, wenn Dora und Egmont sich für irgend einen Helden der Geschichte oder der Dichtung begeisterten, von dem sie nichts wußte.

XVI.

Dora saß vor ihrem Schreibtisch und öffnete einen Brief, den sie soeben erhalten hatte, und dessen Couvert eine ihr unbekannt Handschrift zeigte.

„Von Magda Rathen,“ rief sie erfreut, als sie die Unterschrift sah; „von ihr, die meiner Mutter gleicht, kann nur Gutes kommen!“

Sie begann zu lesen.

„Liebe Dora! Ich habe diesen Brief eingeschrieben an Dich gesandt, weil ich so sicherer zu sein glaube, daß er in Deine Hände kommt, ohne durch Unbefugte aufgehalten zu werden.“

Dora schüttelte den Kopf. Was sollte das heißen? Sie verstand es nicht.

„Laß mich schnell zur Sache kommen,“ hieß es weiter.

„Zunächst zur Erklärung meines neuen Aufenthaltsortes: Mein Mann ist nach Berlin versetzt worden als Regiments-Commandeur, und es traf sich so gut, daß wir gleich die Wohnung seines Vorgängers, eines alten Kameraden von ihm, beziehen konnten. Die letzten Wochen sind daher in einem so grenzenlosen Trudel für uns vergangen, daß weder Mama, die mir treulich geholfen hat, noch ich dazu kamen, Dir eine Nachricht zu geben. Und nun denke Dir, was ich Dir heute mitzutheilen habe!“

Da ich nun einmal in Berlin war, hielt ich es für Pflicht, mich nach Herwart Ludna und seinem Sohne zu erkundigen. Von ersterem hörte ich nur, wie gewöhnlich, nichts Gutes. Von letzterem aber erfuhr ich, daß er bei

allen möglichen und unmöglichen Menschen Privatstunden giebt, in einer ganz unwürdigen Dachkammer haust, kaum das Allernöthigste zum Leben hat, kurz, ein so elendes Dasein führt, daß es empörend ist! Ich sage ‚empörend‘, nicht nur jämmerlich, denn Herwart ist doch jetzt immerhin in der Lage, etwas für seinen Sohn zu thun! Da Theo es, Gott weiß wie und wo, möglich gemacht hat, auch noch Russisch zu lernen und diese Sprache jetzt von vielen Offizieren getrieben wird, hat mein Mann ihm einige Stunden verschafft; im übrigen sind wir aber selbst nicht in der Lage, etwas für ihn thun zu können. Die Sache spricht aber für sich und illustriert Herwarts Charakter! Wenn Theo nicht so unbegreiflich bedürfnislos wäre, würde er längst zu Grunde gegangen sein, und Herwart hätte nicht einen Finger gerührt, um ihn zu retten. So ist dieser Mensch! . . .“

Der Brief entsank Dora's Hand. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein,“ rief sie endlich, „das kann nicht sein! Hier liegt ein Irrthum vor! Herwart hat es sich nicht so schlimm vorgestellt, — Theo war vielleicht zu stolz, um zu bitten.“

Sie griff wieder nach dem Briefe und überflog das Ende. Es enthielt nichts mehr von Bedeutung.

Unschlüssig sah Dora einen Augenblick da. Dann nahm sie hastig einen Briefbogen und schrieb:

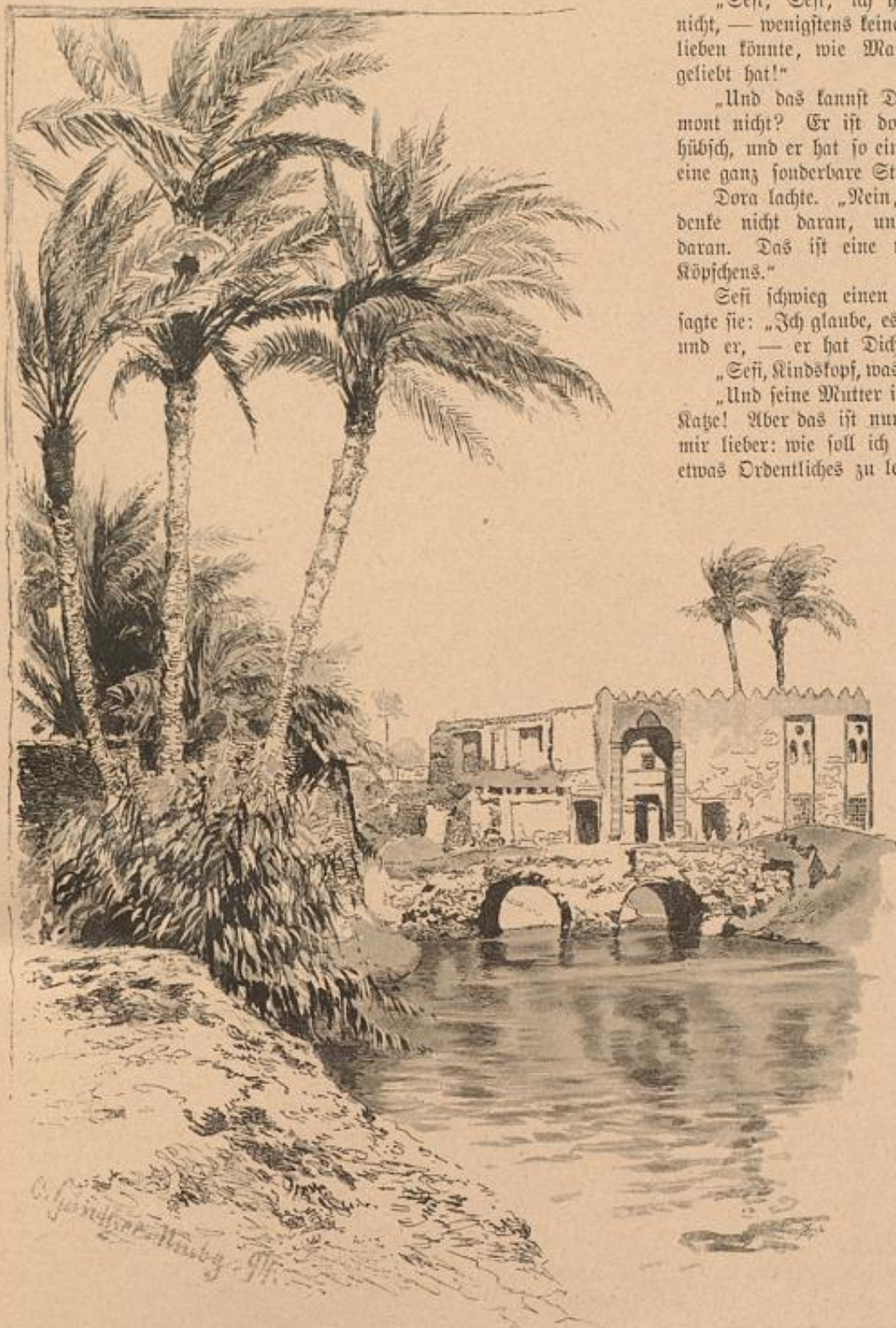
„Lieber Herwart!“

Zufällig habe ich erfahren, daß es Deinem Sohne Theo in Berlin nicht gut geht. Ich möchte ihm gern helfen, aber er wird vielleicht von mir nichts annehmen wollen. Deshalb sende ich Dir beifolgend eine Summe, die fürs erste wohl ausreichen dürfte; ich bitte Dich, sie Theo, als von Dir kommend, sofort zuzuschicken.“

Sie hielt inne. Sollte sie noch hinzufügen, daß es ihr leid thäte, wenn Herwart als lieblos und hart beurtheilt würde, wo er vielleicht nur nicht genau orientirt sei? Doch nein, wozu Anspielungen auf das machen, was man ihr über ihn sagte, und was sie doch nicht glaubte! Herwart würde das Geld hinschicken, Theo würde geholfen sein, und Magda müsse selbst einsehen, daß sie sich in betreff Herwarts geirrt habe.

Dora athmete erleichtert auf. So war ja ein Ausweg gefunden und alles in Ordnung!

Sie entnahm ihrem Schreibtisch alles, was sie an Geldscheinen vorfand, packte es zusammen und adressirte es an Herwart. Dann fiel ihr erst



Am Bahr Jussuff.

Ein Auszug in das Rajam. — Siehe Seite 142.

Zeichnung nach einer Photographie.

längst bemerkt hatten: Euchen war eine sehr kühle Braut! Eigentlich bezeugte sie sich um kein Haar anders gegen ihn als früher.

Wohl ging sie ihm, wenn er kam, einige Schritte entgegen, erwiderte hier und da faust einen verstohlenen Händedruck und bot ihm sogar in Gegenwart der andern ruhig die Wange zum Kusse. Aber die Vorsicht, mit der sie jeder innigeren

wenn er sie stundenlang durch einen Auftrag nach dem andern nicht zur Ruhe kommen ließ.

„Höre, Euchen,“ sagte er eines Tages mit mühsam gehändigtem Grimm zu ihr, „ich kann es nicht ertragen, zu sehen und zu hören, wie Dein Papa Dich quält!“

„Um Gottes willen!“ rief sie erschrocken, „Du wirst ihn doch

„Dieses ewige Commandiren und Laufen!“

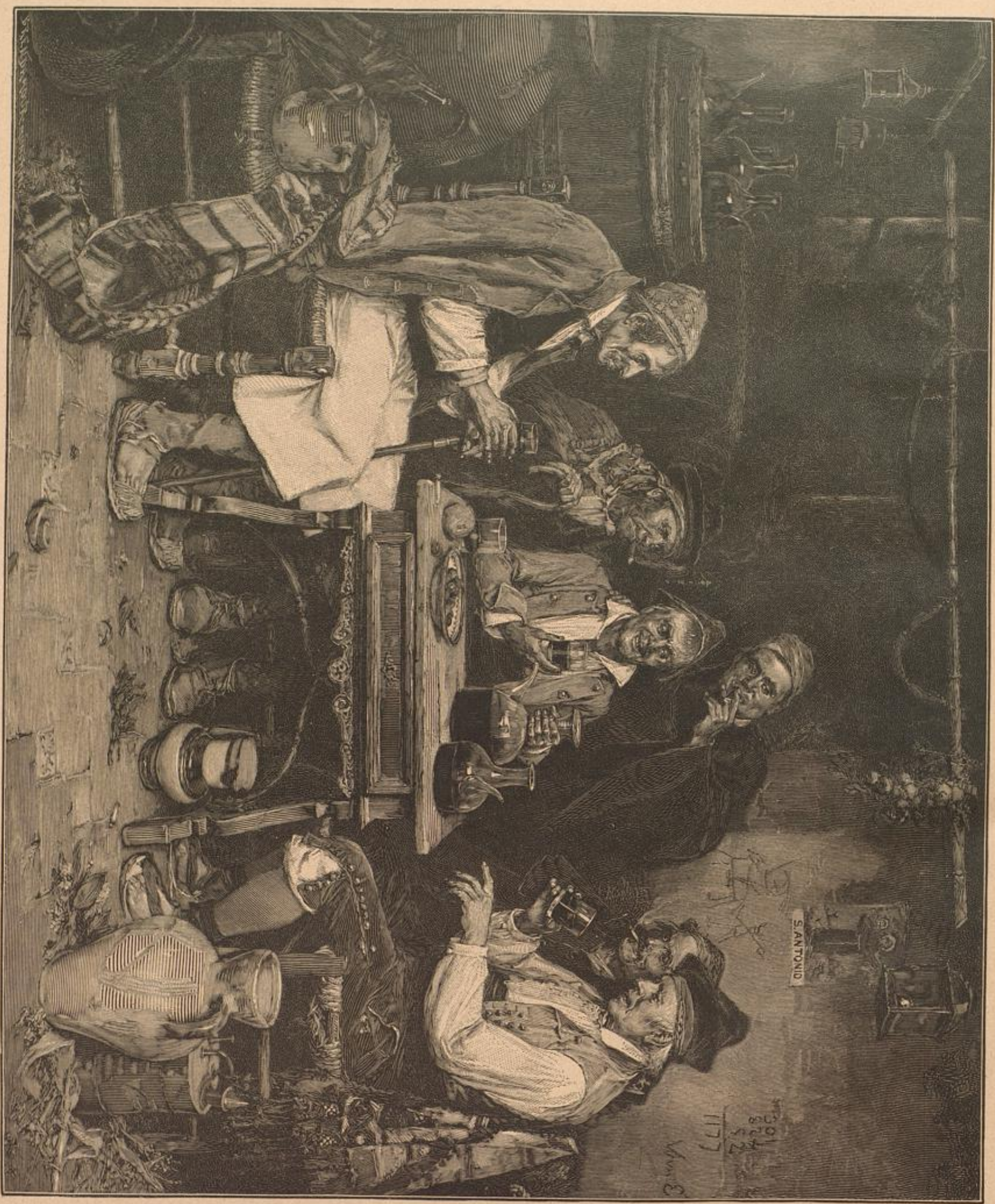
„Ich gehorche ja ganz gern.“

„Auch wenn ich da bin?“

Euchen erröthete. Sie wußte nicht gleich etwas zu sagen.

„O, bei Dir kann ich ja noch lange genug sein!“

Glücklich zog er sie in seine Arme. Aber da machte sie



Ein spanischer Heuriger.
Nach dem Bilde von Sofie Wenlliere. — Siehe Seite 144.
Photographirte Scenen der photographischen Mission in Granada.

Diebstofung auswich, trug mehr von kühler Zurechtweisung an sich, als von bräutlicher Schen. Nicht die kleinste Kriegslist fiel ihr ein, einige Minuten des Alleinseins mit dem Bräutigam zu erhaschen. Ruhig ging sie ihren Weg; etwas Gemeines, vorsichtig Ueberlegendes verblieb ihrem Wesen.
Anfänglich hatte Heinrich sich selbst zu überreden gesucht, es sei des Vaters drückende Gegenwart, was sie verschüchtere. Schwer war es für den Liebenden, die Art und Weise des Obersten mit ansehen zu müssen. Oft erröthete er vor Unwillen, wenn der letztere um einer Kleinigkeit willen Eva schalt, oder

nicht erzürnen! Ich bitte Dich, sei still, Du bist ja sonst so geduldig. Bessern wirst Du es doch nicht, das ist nun seine Art, und übrigens ist es für mich nicht so schwer, ich bin es von jeher gewöhnt, und Papa ist auch ein bißchen besser, — ein bißchen anders,“ corrigirte sie sich, „geworden, seit — seit ich — seit Du —.“
„So,“ meinte Heinrich, noch immer böse, „das ist also früher noch schöner gewesen?“
„Nun, nun, Du siehst, daß ich groß und stark dabei geworden bin.“

sich eilends los. „Der Papa ruft! Er braucht frische Zündhölzer!“
Nur Euchen zuliebe und mit viel Ueberwindung schwieg er zu der Tyrannei des Obersten und vertröstete sich auf bessere Zeiten. Doch er mußte sich nach und nach gestehen, daß dies nicht die Schuld trage an Euchens Zurückhaltung.
Auch seine Schwester sah sich sonderbar berührt durch das Benehmen der letzteren. Sie, die die ganze Herzenswärme des Mädchens kannte, hatte sich dies bräunliche Verhältniß anders vorgestellt. Absichtlich hatte sie sich zurückgezogen, sie wollte



Noch ist's Sommer!

Nach dem Bilde von E. Ravel. — Siehe Seite 144.

jetzt in den Hintergrund treten. Doch je sichtlicher sie zurückhielt, desto leidenschaftlicher hing das junge Mädchen an ihr; oft überströmte sie in plötzlich ausbrechender Festigkeit die ältere Freundin mit einer wahren Fluth von Zärtlichkeit, um gleich darauf, wenn der Bräutigam erschien, ganz still zu werden.

Maria fühlte sich oft fast verletzt in der Person ihres Bruders, sie begriff Eviden nicht; aber eben das Gefühl mangelnden, völligen Verständnisses machte sie unsicher, und dies, sowie das Vertrauen auf des jungen Mädchens gesunde Natur und der Stolz der Schwester schloßen ihr den Mund, so oft sich auch die bange Frage: „Bist Du glücklich?“ ihr auf die Lippen drängen wollte.

Auch dem geliebten Bruder gegenüber unterdrückte sie eine Erkundigung. In Heinrichs Wesen lag nichts, was dazu berechtigt hätte. Ruhig und sicher, wie immer, schritt er einher, schien er zu schreiten, — selbst vor dem Auge der Schwester verberg er, was innerlich an ihm nagte.

Stets voll gleicher, liebevoller Sorgfalt, war er doch seiner Braut gegenüber nach und nach in den alten brüderlichen Ton zurückgefallen, der ihr so wohl zuzufagen schien, so wohl, daß

er eines Tages aus der Tiefe seines bekümmerten Herzens ernsthaft in sie einsprach.

Sie schaute ihn mit großen, fast erschrockenen Augen an, als er so bewegt begann; und als er wie ein besorgter älterer Bruder und doch wie ein Liebender sie fragte, ob sie denn auch glücklich sei in seiner treuen Liebe, da erschrak sie wirklich.

„Kannst Du daran zweifeln, Heinrich?“ rief sie fast außer sich.

„O, wach ein undankbares, abscheuliches Geschöpf bin ich!“ Er war überrascht von dieser Wirkung seiner Worte. Die letzte Aeußerung that ihm weh.

„Eva!“ sagte er befremdet. „Hast Du mir denn versprochen, die Meine zu werden aus Dankbarkeit? Aus Dankbarkeit für meine Liebe?“

„Nein, nein!“ rief sie heftig. „Was habe ich gethan, wie benehme ich mich, daß Du dies glaubst? Zeige ich so wenig, daß Du mich glücklich machst?“

„Ist es denn wirklich so?“ fragte er noch zweifelnd, doch halb beruhigt, und zog sie zu sich heran. Hingebender denn je ließ sie es geschehen.

„Sonst bist Du so schein in meiner Nähe, Liebchen, — so stumm, fast — fast ein wenig gleichgültig —.“

Sie schloß ihm den Mund mit der kleinen, weichen Hand und strich zärtlich über seine bärtige Wange. „Böser Mensch,“ schmeichelte sie, „willst Du eine regelrechte Liebeserklärung aus mir herauslocken? O, sage mir, was ich thun soll, Dich zufrieden und glücklich zu machen!“

„Nun ich das erst fragen?“ fragte er zärtlich zurück, ohne an einen Vorwurf zu denken.

Sie brach in plötzlich umschlagender Laune in Thränen aus: „O Heinrich, Heinrich, bist Du so unzufrieden mit mir!“

Und nur seiner liebevollen Beredsamkeit gelang es, sie wieder zu beruhigen.

„Sie ist ein Kind!“ sagte er zu sich selbst, „ein süßes, verschüchtertes, unklares Kind, in welchem die Liebe noch schläft. Aber,“ fügte er mit dem ganzen Selbstgefühl des Mannes hinzu, „ich werde sie zum Leben erwecken!“

Das Kind aber lag die hierauf folgende Nacht schlummerlos in seinen Kissen und pflog mit seinem Herzen Rath. Sie erwog das Geschehene und prüfte sich selbst. „Kann ich ihn glücklich machen, wie er es verdient, wie es Maria für ihn wünscht? Getreu will ich ihm anhängen, ihn mit aller Liebe und Sorgfalt umgeben. — Mehr? Verlangt seine ruhige Natur wirklich mehr? Könnte ich es ihm geben? — Ich bin ihm doch so herzlich gut, aber —.“ Ein tiefer Seufzer begleitete ihre Gedanken, die sich alle um Heinrichs Wohl und Wehe drehten und erst spät an ihr eigenes Glück dachten. Da folgten jenem ersten Seufzer mehrere; aber das Gefühl, doch das Richtige gethan zu haben, siegte und rief nach Mitternacht den goldenen Schlaf der Jugend auf ihre Lider.

Es war etwa acht Tage später, als Heinrich eines Mittags die Treppen zur Stein'schen Wohnung emporstieg. Als er am letzten Absatz angekommen war, hörte er das Schließen einer Thür, Säbelklirren und polternde Schritte, untermischt mit grollenden Worten, und bei der Biegung der Treppe stand vor

ihm, blutroth im Gesicht und mit dem Säbel unsanft seine Knöchel streifend, der Lieutenant von Dennewitz. „Alter Narr — kolossale Feigelei!“ schnarrte dieser vor sich hin und wollte nachlässig grüßend weiter schreiten.

Heinrich vertrat ihm den Weg.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu erklären, auf wen sich Ihre schmeichelhaften Worte beziehen?“

Der Lieutenant maß den Civilisten mit einem beleidigenden Blick.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ meinte er von oben herab.

„von Ebersberg, Herr von Dennewitz.“

Heinrichs Antwort klang vornehm ruhig, obgleich es in ihm kochte. Dieser Nebenbuhler war ihm stets widerwärtig gewesen.

„Ach, Sie kennen mich?“ fragte Dennewitz affectirt.

„Genügend.“

„Herr, wie soll ich das verstehen?“

„Wie Sie wollen.“

„Wollen Sie mich beleidigen?“

„Nein. Ich will nur Auskunft auf meine erste Frage.“

„Und wenn ich sie verweigere?“



Auf der Puszta.

Nach dem Bilde von K. Wierusz-Kowalski. — Siehe Seite 144.

